sehen, daß es nur eine nothwendige und unvermeidliche Folge aus der letzten Geschichte des Landes, aber auch schon das große Fieber zur Gesundung war.

Panama ist nur die letzte Folge, unvermeidlich und unabweislich, von 1870 gewesen. Es galt nach dem entsetzlichen Jahre, das verwüstete, gebrochene, zerstörte Land zu erneuern, und die materiellen Sorgen verdrängten jede andere. Es galt Geld, Geld, es galt Reichthum, es galt eine Armee. Eine ungeheure Arbeit im Galopp that noth, und jede Petische war recht. Die Speculation, die wilde Hast und Hetze um Gewinn wurden patriotische Factoren. Die Männer des verwegenen Spieles auf Tod und Leben, die kein Bedenken, keine Scham, keine Reue schreckt, traten vor. Der edlere Sinn mußte schweigen. Damals wuchs der Schlag der Reinach und Cornelius Herz. Damals wurde der schreckliche jeune homme d'aujourd'hui, den Daudet im „Sapier", Bourget im „Disciple", Maupassant im „Bel Ami" gezeichnet haben. Die hastigen, rohen, nur um den eigenen Vortheil bekümmerten Jäger nach dem Glücke herrschten.

Es war unvermeidlich, daß man die Speculanten gewähren ließ, und ihnen dankt es das Land, daß es sich von jenen furchtbaren Schlägen erholt und seinen wirthschaftlichen Rang behauptet hat. Aber damit wurde es auch unvermeidlich, daß die Herrschaft der Speculation in die Politik griff: die Macher und Unternehmer drangen in die politischen Geschäfte. Das ist die Signatur vor Panama. Die Empörung und der Aufruhr gegen sie, als ihr geschichtlicher Beruf erfüllt war und das Land sie nicht mehr brauchte — das ist die Signatur von Panama. Und der rasche Sieg der ruhigen bürgerlichen Arbeit, die das Erworbene jetzt verdienen und behutsam sichern will — das ist die Signatur nach Panama.

Das Land ist heiter und regt sich mit Vertrauen. Man glaubt wieder an sich selbst und läßt den leeren Spott, der nur der Eitelkeit dient, ohne zu nützen. Reiche Hoffnungen melden sich und ein lange vergessener Schwung, den großen Gedanken der Zeit zu dienen, die Klagen der Armen zu hören, die Rechte der Classen zu versöhnen. Der alte Hader der Fractionen wird verschmäht und der Ruf nach dem Ende der Parteien wächst, zur Eintracht, um in stillen und gerechten Mühen die neuen Fragen zu zwingen. Verschollene Worte werden häufig. Die Moral kommt auf den Boulevard. Man hört von Pflicht und Arbeit rings. Und ein praktischer Idealismus breitet sich aus, eine thätige Leidenschaft, der Noth zu helfen, die alte Zwietracht unter den Menschen zu verschrecken und den friedlich vereinigten Staaten Europas eine neue Cultur zu erobern, an Schönheit und an Adel unvergleichlich.

Vielleicht ist Panama ein großes Glück gewesen, weil nur in seinen wilden Erschütterungen, im tiefen Ekel, in der Schande (wie damals die Preußen in der napoleonischen Noth) das Land gewinnen konnte, was allen anderen heute fehlt: einen großen Willen über den Classen und Parteien, der aus dem leeren Streite der politischen Formen weg zur Arbeit ruft und die tapfere Kraft einer sittlichen Einheit.

Es ist immer gefährlich, den Propheten französischer Dinge zu spielen. Aber heute scheint es fast, daß sie wieder einmal im Zuge sind, der Geschichte eine neue Wendung zu geben. Heute scheint es, daß sie im Zuge sind, die Versöhnung des Socialismus mit der bürgerlichen Form und das Ende des Hasses unter den Völkern zu bereiten.

Delegations-Schluß.

Wien, 19. Juni.

Heute haben beide Delegationen ihre Schlußsitzungen gehalten. Es hat sich keinerlei Abweichung in den beiderseitigen Beschlüssen und überdies auch keinerlei Aenderung an dem Inhalte und den Ziffern der Regierungsvorlagen ergeben, und in besonders warmem Tone hat Graf Kalnoky heute den Delegirten den Dank und die Anerkennung des Monarchen ausgesprochen. Der Schwerpunkt der nun abgelaufenen Session lag auch gar nicht in der Verhandlung über das Kriegsbudget, obgleich die fortgesetzte Steigerung der Militärauslagen wohl einigen Anlaß dazu geboten hatte, diese jahraus jahrein wiederkehrende Aufsprosung einer neuen Mehrbewilligung auf die alten Mehrbewilligungen in den Vordergrund der Erörterung zu stellen. Der Schwerpunkt lag nahezu ausschließlich in der Besprechung der äußeren Politik und namentlich in der Reihe von berichtigenden Erläuterungen, welche der Minister des Auswärtigen seiner ersten Darstellung der internationalen Lage nachfolgen ließ. Das Ergebniß ist: der Friede ist gesicherter als je und ebenso wird mehr als je für den Kriegsfall Vorsorge getroffen, „Gut und Blut" ist die Losung; das Gut wird unter allen Umständen aufgewendet und zwar mit jedem neuen Jahr mehr davon — das Blut wird möglicherweise nachfolgen.

Neben der Frage der auswärtigen Beziehungen der Monarchie und jener der Heereskosten waren es hauptsächlich zwei Angelegenheiten, welche die Delegationen beschäftigt haben und noch unmittelbar vor Schluß der letzten Sitzung die Delegirten ein wenig erregten: in der ungarischen Delegation die leidige Sprachenfrage, in der österreichischen die vielbesprochene Studentenangelegenheit. In der letzteren nahm die heutige Debatte einer sehr interessanten Verlauf.

* * *

Oesterreichische Delegation.

(Schlußsitzung.)

Nach Eröffnung der Sitzung ergreift das Wort Reichs-Kriegsminister Freiherr v. Bauer und beantwortet die Interpellation der Delegirten Kolokinegg, Heilsberg und Genossen betreffend den Erlaß über die Studentenverbindungen fast wörtlich in der wiederholt bereits in den Ausschußberichten ersichtlichen Fassung. „Die einzelnen Fragepunkte der gestellten Interpellation betreffend," schließt der Minister, „bemerke ich, daß die Erlässe, so wie ich sie nach ihrem Inhalte und ihrer Begründung dargethan habe, ergangen sind, daß von dem allgemeinen Erlasse des Reichs-Kriegsministeriums nichts zurückzunehmen ist, daß dagegen das von einzelnen Commandanten ergangene Mehrfache entsprechender Weise richtiggestellt werden wird."

Es wird hierauf zur Tagesordnung übergegangen, das ist der Bericht des Budgetausschusses über die Schlußrechnung für das Jahr 1891.

Hierbei verweist Delegirter Graf Coronini auf die Ueberschreitungen, welche bei der Post „Naturalverpflegung" im Kriegsbudget immer vorkommen, und wünscht eine tadellarische Zusammenstellung der Einheitspreise nach den einzelnen Territorialbezirken, damit man einen Einblick in die Gebahrung der Kriegsverwaltung gewinnen könne.

Delegirter Dr. v. Plener schließt sich dem an und bespricht hierauf die Präliminirung des Kriegsbudgets überhaupt. Da heutzutage sowohl in der österreichischen wie in der ungarischen Delegation der scharfe Antimilitärstandpunkt obsolet geworden sei, so sei die allzu niedrige Budgetirung überflüssig.

Die Schlußrechnung wird sodann genehmigt und es wird zu den Berichten des Petitionsausschusses über die eingelangten Petitionen übergegangen.

Delegirter Freiherr v. Heisert referirt über das Elaborat des k. und k. Militär-Rechnungsofficials a. D. Franz Theiner. Das Elaborat enthält Vorschläge, wie ohne Mehrbelastung des Staatsaufwandes eine allgemeine Aufbesserung der staatlichen Bezüge der Personen des Militär- und Civilstandes im Wege einer Reform des Pensionssystems durchzuführen wäre. Die Delegation hat bereits im Jahre 1892 dieses Elaborat der Regierung überwiesen, welche nach commissioneller Erwägung desselben den Plan nicht durchführbar fand. Bezüglich des neu vorgelegten, umgearbeiteten Elaborates des Projectanten beantragt der Petitionsausschuß, dasselbe dem Reichs-Kriegsministerium zur Würdigung anheimzugeben. Dieser Antrag wird ohne Debatte angenommen.

Die Petitionen der Gemeinde Obernsdorf bei Salzburg um Abhilfe gegen die alljährlichen Ueberschwemmungen und der Landwirthschafts-Gesellschaft in Kärnten gegen die Verwendung von Schaffleisch beim Heere werden der Regierung zur Würdigung abgetreten.

Schließlich werden die Petitionen der Studentenverbindungen um Kenntnißnahme der bezüglich der Behandlung von Reserveofficieren, welche Studentenverbindungen angehören, erflossenen Verfügungen und Erwägung derselben in Verhandlung gezogen.

Delegirter Kiucki erstattet den Bericht und führt aus, daß der Petitionsausschuß weiter gegangen sei, als die Petitionen es verlangten, und daß er in einer Resolution aussprechen habe, daß das durch die allgemeine Wehrpflicht eingeführte Verhältniß der Reserveofficiere zu den Studentenverbindungen nicht haltbar sei. Die Delegation könne die diesbezüglichen Gesetze nicht ändern, da dies nicht zu ihrem Wirkungskreise gehöre, sie könne die Kriegsverwaltung nur auf die Uebelstände aufmerksam machen, und dies geschehe in der nachstehenden Resolution, welche er zur Annahme empfiehlt. Die Resolution lautet: „Die Petitionen werden dem k. und k. gemeinsamen Kriegsministerium mit der Aufforderung abgetreten, eine Revision der auf die Stellung der Reserveofficiere bezüglichen Bestimmungen in Erwägung zu ziehen."

Delegirter Dr. Schorn bemerkt, die Erklärungen des Kriegsministers, in welchen die Competenz der Civilgerichte in Verletzungsangelegenheiten und die volle Gesetzlichkeit und verfassungsmäßige Grundlage der studentischen Corporationsrechte vorbehaltlos anerkannt wurden, haben allgemein befriedigt. Es seien aber auch von Seite des Ministers Worte gefallen und Anschauungen zu Tage getreten, welche Redner von seinem principiellen Standpunkte aus nicht unerwidert lassen dürfe. Es wurde gleichsam als Axiom hingestellt, daß die Stellung, der Charakter und die Denkungsart des Officierscorps es unbedingt erheischen und verlangen, jur empfangene Beleidigungen ritterliche Genugthuung zu geben, und es wurde auch bedenklich gefunden, daß auf den Universitäten studentische Vereinigungen existiren, welche das Duell nicht zulassen. Das, was als ritterliche Genugthuung bezeichnet wird, erscheint sowohl nach bürgerlichem als nach dem Militär-Strafgesetzbuche als schweres Delict. Der Minister habe auch die Neuterung gethan, daß das Duell durch die strengsten Strafbestimmungen nicht abgeschafft werden könne. Redner kann dieser Anschauung nicht widersprechen. Er glaubt auch, daß viel mehr als durch strenge Strafbestimmungen durch eine Aenderung der Sitten der Gesellschaft, durch eine Umkehr in der Denkungsart über Ehre und Pflichten in gewissen Gesellschaftskreisen die Abschaffung des Duells angebahnt werden könnte. In England zum Beispiel bestehe das Duell gar nicht, und zwar deshalb, weil gerade in jenen Schichten der Bevölkerung, in welchen hier die meisten Anhänger und Verfechter bestehen zu finden sind, eine energische und zielbewußte Agitation dagegen eingeleitet wurde, womit allerdings Hand in Hand eine strenge Bestrafung aller Ehrenbeleidigungen durch die Gerichte ging. Auch bei uns könnte eine Besserung der Verhältnisse durch eine Verschärfung der strafgesetzlichen Bestimmungen über die Ehrenbeleidigung angebahnt werden. Wohin soll es führen, schließt Redner, wenn eine Gesellschaftsklasse, oder wenn ein Stand, und sei er noch so vornehm und hervorragend, sich gegenüber einer unzweifelhaft aufrechtbestehenden strafgesetzlichen Bestimmung auf die ihr eigenthümliche Denkungsart beruft und dadurch über das Gesetz selbst hinwegsetzen darf? Können wir dann noch behaupten, daß wir in einem Rechtsstaate leben? Oder kann es nach diesem Beispiele noch verwehrt werden, daß auch andere Gesellschaftsclassen sich entgegen dem Gesetze eine eigene Denkungsart construiren und zur Richtschnur ihrer Handlungsweise machen?

Delegirter Dr. Kokoschinegg erklärt, er sei in der Lage, dem Minister Erlässe von einzelnen Commandanten zu übergeben, in welchen nicht blos progressistische, sondern auch nationale Studentenverbindungen getroffen wurden und die Uebergriffe dieser Commandanten seien daher nicht zu rechtfertigen.

Delegirter Dr. Masaryk betont, daß das Vorgehen der Militärbehörden einen Eingriff in die Freiheit der Studentenverbindungen bedeute. Er gibt zu, daß die Verhältnisse in der Studentenschaft zu denken geben, aber durch Repressalien werde der gewünschte Geist nicht erzielt. Der Schritt des Kriegsministers sei auch eine Rüthnung an die Unterrichtsverwaltung. Redner bekennt sich als Gegner des Duells, insbesondere des studentischen.

Delegirter Professor Sueß constatirt zunächst den Widerspruch, der darin liege, daß man dem Studenten einerseits befehle, er müsse sich duelliren, sonst verliere er seine Officierscharge, und ihn andererseits, wenn er sich duellire, einsperre. Es gebe aber noch zahlreiche Widersprüche. Bei uns betrachte man auch die Farben der Studenten als Bigarrerie, in Deutschland legt sogar der Kaiser, wenn er zum Beispiel nach Bonn kommt, die Farben der Borussia an. An die allgemeine Wehrpflicht und ihre Consequenzen müsse man sich eben zu gewöhnen suchen. Redner kommt sodann gleichfalls auf das Duell. Es habe zu allen Zeiten eine mächtige Gegnerschaft gegen das Duell gegeben. Kirche und Staat hätten dasselbe bekämpft. Aber das Duell sei dennoch auch heute noch nicht beseitigt. Der Rector einer Universität habe die Aufgabe, die Studentenschaft zu heben, aus ihr eine möglichst große Anzahl ehrenhafter, brauchbarer, vaterlandsliebender Menschen zu schaffen.

Redner bemerkt, daß der Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Kathrein, ebenfalls ein alter Herr einer solchen Studentengruppe sei, auf welchen alle nachfolgenden Studenten mit Vergnügen hinsehen. In Wien sei es besonders schlecht gegangen; vor Allem sei Wien außerordentlich arm an historischen Erinnerungen, Prag und Krakau seien viel reicher. Der Fehler, daß die Verbindungen in Wien nicht gedeihen, liegt zum Theil in

---

eben auch solche Wanderzigeuner, und man weiß nicht, es sind diese und jene vielleicht dieselben. Alle Verfolgung hat nichts gefruchtet. Man hat der Thäter nicht habhaft werden können."

Jetzt endlich getraute sich die Gattin zu sprechen. „Aber wenn man doch einmal weiß, daß es Zigeuner waren, so hätte man ja diese Halunken, die nun auch unser Dorf unsicher machen, festnehmen sollen."

„Das konnte man nicht," sagte der Pfarrer, „weil man überhaupt nicht weiß, ob Zigeuner diesen Einbruch verübt haben. Man vermuthet nur so. Es kann übrigens auch anderes habsüchtiges Gesindel die Hand im Spiele haben. Das gestrige Tagebuch meldet zum Ueberfluß, daß gleichzeitig in demselben Dorfe einem Wirthe ein Pflug, einem anderen ein Schwein und einem dritten ein vollständiges Pferdegeschirr gestohlen worden seien."

„Herr im Himmel!" jammerte die Pfarrerin. „Aber was sollen wir dann thun? Darum also hast du nach den Schlössern gesehen und mich mit dem Gewehr in Angst gebracht? Wer konnte ahnen können . . . !"

Der Pfarrer wendete sich hastig an seine Nichte. „Hast du die Küche zugesperrt, Rosi? Geh', Kind," mahnte er liebevoll, „und sperr' zu. Rufe einmal den Georg in's Hof. Er soll achtgeben. Oder wart': ich will's selber thun."

Und dann kehrte er in sein Zimmer zurück. Stumm saßen die beiden Frauen da. Die Arbeit wollte nicht mehr recht vorwärts gehen. Immer tiefer eilten die Stunden in die Nacht hinein; immer drückender wurde die Nähe der Ereignisse, die sie barg. Endlich übermannte doch der frühgewohnte Schlaf die Pfarrerin und sie nickte auf ihrem Stuhle ein. In dem Nebenzimmer wachte der Mann bei dem ausdauernden Lampenscheine.

Rosa allein schien allmälig vergessen zu haben, in welcher Gefahr sich das Pfarrhaus befand, umsomehr, als ihr Herz und ihre Gedanken langsam von einem angenehmen Hausfriedensbrecher eingenommen wurden, das nichts zu thun wußte mit dieser Nacht, auch mit dem Hause kaum, in dem sie jetzt saß. Und nun gedachte sie des Versprechens, das sie heute Georg gegeben hatte. Sie sah flüchtig auf die Uhr. Es war zum Aber neun Uhr. Ein leiser Pfiff im Hofe vor der Thür machte ihr deutlich, daß Georg da sei und sie erwarte. Sie löste unhörbar den Kellerschlüssel von dem Schlüsselrahmen und nahm den daneben hängenden Glasheber in die Hand. Darauf schob sie leise den Schieber an der Küchenthür zurück und schlich in den Hof. Kein Mensch außer ihr und Georg wußte, welch ein bedeutsamer Beweggrund sie zu so gefährlicher Zeit in die finstere Nacht und von da in den feuchtwarmen Keller führte. Georg hatte ein kleines Licht bereit und nach fast unhörbarem Aufdrehen des Schlosses drückten beide, sie mehr hebend als stoßend, die Kellerthür nach innen auf und verschwanden in der stillen Tiefe der Eingangswölbung.

Oben klopfte es indessen laut an das Fenster des Pfarrhauses. Dem Klopfen folgte ein Geräusch, als reibe sich etwas an der widerspenstigen Glasscheibe. Der Pfarrer hatte es gehört und trat mit raschen Schritten in das Arbeitszimmer seiner Frau. Er fand sie schlafend auf dem Stuhle. Röschen war fort. „Rosa!" rief er, „wo bist du?" Keine Antwort. Er weckte seine Frau, die erschreckt aufsuhr. „Du schläfst und bist bereits furchtbar friedlicher Natur! Hörst du das verdächtige Klopfen am Fenster?" Wieder hörte man ein mehrmaliges, thatsächliches Klopfen an der Glasscheibe und dann das merkwürdige, unerklärliche Reiben. Gleichzeitig war es dem Pfarrer, als sehe sein scharfes Auge sich etwas auf- und niederbewegen außerhalb des Fensterbodens. „Um Gotteswillen, Martin!" schrie die Pfarrerin auf. Auch sie war jetzt dieser merkwürdigen Bewegung gewahr geworden. Einer instinctiven Eingebung folgend, sprang sie auf einen Stuhl hinauf und löschte die Lampe aus. Es war ihr, als sei diese That das Beste in der kritischen Situation dieses Augenblickes. Der Pfarrer aber war, zitternd am ganzen Körper, in das Nebenzimmer geeilt und hatte das geladene Gewehr herausgeholt.

Jetzt kam der Pfarrerin plötzlich, gleichzeitig mit einem entsetzlichen Vorwurfe der Sorglosigkeit, Röschen in den Sinn. „Herr, erbarme dich unser!" rief sie. „Wo ist Rösche..? Um Ende ist das Mädchen, unvorsichtig wie's schon ist, doch hinausgegangen in den Hof, und solche indische Bestien haben es mit sich fortgeführt! Rosa!" rief sie. „Rosa!"

Da krachte ein Schuß. Fensterscheiben klirrten, und einzelne Stücke derselben fielen auf den Fußboden nieder, während eine der in dem Fenster eingesperrten Tauben mit angsterregender Heftigkeit in die Dunkelheit des Zimmers hereinflatterte. Ein wehklagender Ton wie Todeswinseln drang gleichzeitig aus dem Pfarrhofsgarten empor. Die Verwirrung, die dieser Schuß anrichtete, war unbeschreiblich. Die Pfarrerin war fast leblos auf ihren Stuhl zurückgesunken, und auch der Pfarrer konnte das Gewehr, das er eben abgeschossen, nicht mehr halten. Er hatte den ersten Mord begangen in seinem Leben. Aber es war ja Nothwehr gewesen, was ihn dazu getrieben. Mit unsicheren Händen griff er wieder nach der Waffe, und nun gewann er mit ihr die volle Tapferkeit eines Mannes. Abermals klang das seltsame Winseln aus dem Garten an das Ohr, worauf einige Augenblicke Todtenstille die ganze Umgebung des Pfarrhauses umfing. Da wurde fieberhaft die Thüre des Vorzimmers eingestoßen, und Rosa stürzte herein mit aufgerissenen Augen und schwacher, versagender Stimme. Nur die eine Hand hielt krampfhaft die Reine eines Weinhebers fest, die dem Pfarrer, der rasch wieder Licht gemacht hatte, wie der entwundene Dolch eines unbersonen Entführers vorkam. „Man hat geschossen, Onkel!" rief Rosa erschöpft und tief Athem holend; „der erste Schuß ist gefallen. Sie sind hier. Sie sind wirklich im Pfarrhofe!"

„Also wirklich?" Der Pfarrer hatte sich inzwischen zum unerschrockenen männlichen Beschützer des Hauses gesammelt. „Komm', sehe dich," gebot er. „Ich habe bereits einen erschossen!"

Auch Georg kam herein. Die Aufregung und Angst des Augenblicks ließen ihn vergessen, einen unwillkommenen Berräther vor der Thüre zu lassen. Auch er hielt nämlich etwas Unbestimmtes fest in der einen Hand. In diesem Gegenstande glaubte der Pfarrer allmälig eine ganz natürliche Weinflasche zu entdecken, die fast voll gefüllt war mit altem dunkelgelbem Weine; frisch perlte der leichte Schaum auf der Oberfläche des unruhigen Inhalts. Sein Blick schweifte auf Rosas Hand hinüber, und jetzt meinte er die Ueberreste seines erst jüngst in der Stadt gekauften Glasshebers zu erkennen.

Mitten in der aufregenden Hast entscheidungsschwerer Stunde fand der Pfarrer die Besinnung, zu fragen, was das